

Sabine Reh
Norbert Ricken *Hrsg.*

Leistung als Paradigma

Zur Entstehung und Transformation
eines pädagogischen Konzepts



Springer VS

Leistung als Paradigma

Sabine Reh · Norbert Ricken
(Hrsg.)

Leistung als Paradigma

Zur Entstehung und Transformation
eines pädagogischen Konzepts

 Springer VS

Herausgeber

Sabine Reh
Deutsches Institut für Internationale
Pädagogische Forschung (DIPF)
Berlin, Deutschland

Norbert Ricken
Ruhr-Universität Bochum
Bochum, Deutschland

ISBN 978-3-658-15798-2 ISBN 978-3-658-15799-9 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-15799-9>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhalt

Leistung als Paradigma. Eine Einführung in die Konzeption des Bandes	1
<i>Norbert Ricken und Sabine Reh</i>	
Leistung und Meritokratie in der Moderne	19
<i>Uwe Schimank</i>	
Konstruktionen der ‚Leistung‘. Zur (Subjektivierungs-)Logik eines Konzepts	43
<i>Norbert Ricken</i>	
1 Entstehungskonstellationen der ‚Leistung‘ vor 1900	
Arbeit und Fleiß in der Frühen Neuzeit	63
<i>Paul Münch</i>	
<i>Virtù und velocità.</i> Die Leistungskonkurrenz der Palio-Pferderennen in der italienischen Renaissance	113
<i>Christian Jaser</i>	
Wettbewerb und Ehrtrieb. Die Entstehung des Leistungs-Dispositivs im Schulwesen um 1800	137
<i>Kathrin Berdelmann, Sabine Reh und Joachim Scholz</i>	

Liebe, Gehorsam oder Großes leisten? Leistungssemantiken im 19. Jahrhundert zwischen sozialer Verpflichtung und individuellem Können	165
<i>Nina Verheyen</i>	

2 Konstellationen der ‚Leistung‘ nach 1900

Leistung, Begabung und Nation nach 1900	193
<i>Till Kössler</i>	

„Die schlaffe Jugend“ im Kaiserreich. Leistungsfähigkeit und bewegte Schülerkörper	211
<i>Jörn Eiben</i>	

Die harmonische Gesellschaft. Das evolutionäre Prüfungsdispositiv um 1900	227
<i>Andreas Kaminski</i>	

Erziehung zur Leistungsbereitschaft. Über einige normative Voraussetzungen psychologischer Kompetenzkonzepte	251
<i>Andreas Gelhard</i>	

Achievement and the Meaning of Effort. The Fixation with Goals and How the Concept of Motivation Replaced Human Will	275
<i>Lukas Held</i>	

3 Konstellationen der ‚Leistung‘ am Ende des 20. Jahrhunderts

Leistungsorientierung und Leistungsideologien. Pädagogische Rezeptionen der Leistungskategorie zwischen 1950 und 1980	291
<i>Ralf Mayer</i>	

Das Theorem der ‚Selektionsfunktion der Schule‘ und die Praxis der Leistungsbewertung	307
<i>Georg Breidenstein</i>	
Leistungsbewertung als pädagogische Praktik. Zur sozialen Konstruktion von Leistung in Lernentwicklungsgesprächen ...	329
<i>Kerstin Rabenstein und Svenja Strauß</i>	
Die Leistung vor der Leistung. Online-Self-Assessments als (Selbst-)Führungsinstrumente der Optimierung und Profilierung	347
<i>Sabrina Schröder, Christiane Thompson und Daniel Wrana</i>	
Die kulturelle Gebundenheit von Schulleistungen	371
<i>Svenja Vieluf</i>	
Autorinnen und Autoren	395



Leistung als Paradigma

Eine Einführung in die Konzeption des Bandes

Norbert Ricken und Sabine Reh

„Leistung muss sich wieder lohnen!“ – so lautet(e) einer der Slogans, mit dem seit Mitte der 1980er Jahre in Deutschland der Umbau des Sozialstaats zugunsten eines neoliberal organisierten Staates vorangetrieben und ideologisch garniert wurde. Auch wenn er vermutlich christlich-konservativen Ursprungs ist und Helmut Kohl bzw. Heiner Geissler (vgl. *Der Spiegel* 13/1986, S. 19–22) zugeschrieben werden kann, so hat er doch auch parteiübergreifend längst breite Verwendung gefunden; kaum verwunderlich ist daher, dass er sowohl in Steuerreformdebatten (zur Abschaffung des Spitzensteuersatzes) und der Transformation des Arbeitslosengeldes II in eine deutlich reduzierte Hartz-IV-Leistung als auch – in gegenteiliger Perspektive – in den Diskussionen zum Mindestlohn sowie zur Absenkung des Rentenniveaus auftaucht. Dabei suggeriert der Slogan dreierlei: Erstens werden – auf der Oberfläche – Leistung und Lohn in einen Zusammenhang gerückt, so dass ‚Leistung‘ das Kriterium bezeichnet, mithilfe dessen Arbeit bemessen, materielle und soziale Ressourcen verteilt und damit verbundene Differenzen schließlich auch legitimiert werden können; das Stichwort ‚Leistungsgerechtigkeit‘ fasst dies treffend zusammen und ruft – mindestens derzeit – den Gegensatz der bloßen ‚(Gleich-)Verteilungsgerechtigkeit‘ mit auf (vgl. exemplarisch Empter und Vehrkamp 2013). Zweitens wird behauptet, dass die Orientierung an diesem Zusammenhang allerdings wieder hergestellt werden muss, dass sie also derzeit nicht einfach gilt bzw. befolgt wird, dass dies aber in früheren Zeiten sehr wohl so gewesen sei, so dass es reicht, an diese zu erinnern, um deren Motivkraft wieder zur Geltung zu bringen. Dabei aber wird schließlich drittens ganz fraglos unterstellt, dass es modern um ‚Leistung‘ geht bzw. auf ‚Leistung‘ ankommt und dass dies auch kaum bestreitbar ist, weil – so kann man vermuten – allen Beteiligten klar ist, was ‚Leistung‘ ist und dass ‚Leistung‘ eben von jedem eigentlich erbracht werden muss.

Es ist diese Selbstverständlichkeit, die ‚Leistung‘ als unmittelbar evidentes und mit der Moderne nicht nur zu vereinbarendes, sondern diese im Kern cha-

rakterisierendes und bestimmendes Moment des Selbstverständnisses moderner bürgerlicher Gesellschaften markiert – und das in doppelter Weise: ‚Leistung‘ – das liegt auf der Hand – ist zum einen eine der zentralen „soziologischen Grundkategorien des Wirtschaftens“ (Weber 1972, S. 31–121, insbes. 62ff.), mit ‚Arbeit‘ eng verbunden und insofern Teil der ökonomischen bzw. kapitalistischen Logik bürgerlicher Gesellschaften. ‚Leistung‘ bringt aber auch zum anderen – so ließe sich pointiert formulieren – die moderne Überzeugung zum Ausdruck, dass nicht (alt hergebrachte) Privilegien – ‚Herkunft und Stand‘, wie es dann oft heißt – über gesellschaftliche Positionen, Anteile an Reichtum und Macht sowie soziales Ansehen entscheiden sollen. Vielmehr sollen diese nach Leistung und Erfolg vergeben werden und daher mindestens prinzipiell allen gleichermaßen offen stehen. Aber auch wenn dieser Gedanke – insbesondere in seiner einfachen Gleichsetzung von Bürgertum und Leistungsorientierung – historisch sich nicht so einfach rekonstruieren lässt (vgl. Bosbach et al. 2003), so ist damit doch ein Prinzip einer neuen Gerechtigkeit markiert, das in seiner kritischen Kraft bis heute kaum eingebüßt zu haben scheint. Gerade dies rückt ‚Leistung‘ als Konzept in eine große Nähe zu den normativen Fluchtpunkten der europäischen Aufklärung und macht vorstellbar (und gestaltbar), wie sich die – hier mithilfe des Dreiklangs der französischen Revolution formulierten – Prinzipien der ‚Freiheit‘, ‚Gleichheit‘ und ‚Brüderlichkeit‘ gesamtgesellschaftlich übersetzen und in eine neue Ordnung überführen lassen.¹ Mehr

1 Und dies gilt auch, obwohl mit ‚Brüderlichkeit‘ bzw. – wie dann erst deutlich später formuliert wurde – ‚Solidarität‘ eine bis heute nicht nur oft nicht eingelöste, sondern auch systematisch nur selten angemessen aufgegriffene Orientierung markiert worden ist (vgl. zur begrifflich-systematischen Differenz von ‚fraternité‘ und ‚solidarité‘ v. a. Röttgers 2011): Denn während in den Menschenrechtsformulierungen der französischen Revolution – exemplarisch in der französischen Verfassung vom 24. Juni 1793 – die Freiheit der einzelnen eng an die Freiheit aller geknüpft wurde, so dass die Freiheit eines jeden „einzelnen Gliedes“ in einer Gesellschaft auch beschädigt und „unterdrückt“ sein kann, „wenn auch nur eines ihrer Glieder unterdrückt wird“ (§ 34 der Französischen Verfassung von 1793, zit. in Heidemeyer 1970, S. 66), ist dieser Zusammenhang heute so kaum noch nachvollziehbar; die Unterdrückung anderer stellt zwar einen – nicht hinnehmbaren – Verstoß gegen deren Freiheits- und Gleichheitsrechte dar, tangiert aber – so die dominante individualtheoretische Lesart – die eigene Freiheit nicht. ‚Solidarität‘, mit der – und zwar deutlicher als mit ‚fraternité‘, die eher auf ‚Verbrüderung‘ abstellt und insofern additiv bleibt (vgl. Röttgers 2011, S. 32 u. ö.) – auch auf den Zusammenhang mit anderen und dadurch auf die Problematik der wechselseitigen Konstitution (und Anerkennung) durch Andere verwiesen wird (ebd., S. 52f.), kann daher insofern wohl bis heute als ‚Sollbruchstelle‘ der Aufklärung gelten, die sich bis in den Streit zwischen ‚Wohlfahrts-‘ und ‚Leistungsorientierung‘, zwischen Berücksichtigung sozialer Bedingungen (und Angewiesenheit) und individueller Freiheit fortsetzt. Es ist in diesem Zusammenhang daher nicht uninteressant, dass Axel Honneth in seinen

noch: ‚Subjektsein‘ – weithin unumstritten „das Leitprinzip des philosophischen Diskurses der Moderne“ (Viertbauer und Hanke 2017, S. 7) und insofern Inbegriff der Aufklärung (vgl. auch Martus 2015) – lässt sich in einem seiner entscheidenden Bedeutungsmomente, nämlich dem: sich selbst zugrunde zu liegen und ebenso (frei) handeln zu können wie verantwortlich zu sein, nur noch schwerlich von ‚Leistung‘ trennen. ‚Leistung‘ – so könnte man daher bündelnd vermuten – fungiert als Bindeglied zwischen freiheitlicher Aufklärung und kapitalistisch orientierter Wirtschaft und ‚adelt‘ die ‚Arbeitsgesellschaft‘; nichts scheint daher naheliegender, als auch in ihr einen Grundbegriff der Moderne zu sehen.

Doch so unmittelbar einleuchtend diese Verbindung zwischen ‚Leistung‘ und ‚Moderne‘ auch zu sein scheint, so ist es dann aber in der ‚Moderne‘ doch nicht bloß selbstverständlich, sich an ‚Leistung‘ zu orientieren. Drei kurze Hinweise mögen dies – wenigstens exemplarisch – zu plausibilisieren helfen: Zum einen ist begriffsgeschichtlich auffällig, dass ‚Leistung‘ – wenn auch bislang eher selten auf diese Weise untersucht (vgl. Schlie 1988; Verheyen 2012, 2014 sowie auch i. d. B.) – sich erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts herausbildet und dann erstaunlich spät gesamtgesellschaftlich etabliert; ‚Meritokratie‘ ist als Begriff sogar eine Erfindung erst des 20. Jahrhunderts (vgl. Young 1958). Dazu passt dann zum anderen, dass ‚Leistung‘ – man muss wohl sagen: irritierenderweise – nicht in den Kanon der ‚Geschichtlichen Grundbegriffe‘ (vgl. Brunner et al. 1972–1997) aufgenommen worden ist;² dies ist umso erstaunlicher, als der modern diagnostizierbare Wandel der Bedeutung des Leistungsbegriffs – von einer Pflicht, die man anderen schuldet, wie dies im ‚Dienst leisten‘ oder ‚Gesellschaft leisten‘ noch durchklingt, bis hin zu einer individuell zurechenbaren, gesellschaftlich bedeutsamen Arbeit (in Zeit) – doch gravierend ist und ‚Leistung‘ schon allein deshalb zu einem geeigneten Kandidaten der ‚Historischen Semantik‘ gemacht hätte. Schließlich aber – durchmustert man den soziologischen Diskurs zur Theorie der Moderne – fällt auf, dass ‚Leistung‘ eher selten umstandslos affirmiert wird; weit häufiger finden sich Skepsis und Distanz gegenüber dem Leistungsbegriff (vgl. z. B. den Beitrag von Schimank i. d. B.).

späteren Arbeiten die frühe Kennzeichnung der (dritten) Anerkennungsdimension von ‚Solidarität‘ (vgl. Honneth 1992, S. 148 sowie insbes. S. 196ff.) auf ‚Leistung‘ (als Ausdruck der sozialen Wertschätzung individueller Arbeit) umgeschrieben hat (vgl. dazu Honneth 2003, S. 162–177, insbes. 165ff.).

2. Einschränkung sei jedoch darauf hingewiesen, dass in dem – von Koselleck allerdings erst 1990 verfassten – Artikel „Zur semantischen und anthropologischen Struktur der Bildung“ eine doch enge Verbindung zwischen ‚Bildung‘ und ‚Leistung‘ vorgenommen wird (vgl. Koselleck 2006c, S. 110, 115 u. ö.) – ohne dass aber ‚Leistung‘ dann selbst als (Grund-)Begriff aufgenommen worden wäre.

Zur Konzeption des Bandes

Es sind diese Spannungen und Widersprüche im Begriff der ‚Leistung‘, in denen und von denen her der vorliegende Band zu ‚Leistung als Paradigma‘ seinen Ausgangspunkt nimmt.³ Dabei können verschiedene Stoßrichtungen ausgemacht werden, die in diesem Band verfolgt werden:

Erstens geht es darum, die Entwicklung des Leistungsbegriffs – seine historische Etablierung wie auch Transformation – aus begriffsgeschichtlicher Perspektive genauer in den Blick zu nehmen und die These der ‚Verspätung‘ des Begriffs aus einer bildungshistorischen Perspektive zu problematisieren. Anlass dazu geben Arbeiten, die die Herausbildung und Veränderung von etwas, das dann als ‚Idee der Leistung‘ erscheint, ihre Verankerung in Praktiken (z. B. in solchen des Wettbewerbs) und schließlich ihre Durchsetzung in der Institution Schule mit der Etablierung von Bewertungspraktiken bereits im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert in Verbindung bringen (vgl. Berdelmann, Reh und Scholz i. d. B.).

Damit ist – *zweitens* – die Vermutung eng verbunden, dass soziologische und sozialphilosophische Rekonstruktionen der Moderne doch immer wieder zu kurz greifen, wenn sie die je zeitgenössischen pädagogischen Diskurse überspringen und bisweilen bloß als praktische ‚Anwendungsfelder‘ einer an sich struktur- oder sozialtheoretisch zu verstehenden Moderne lesen. Das gilt dabei nicht nur für die – häufig zeitdiagnostisch – formulierten Gesellschaftsanalysen, in denen geradezu systematisch das Problem der Generationalität insofern ignoriert wird, als dass die – je nach Zeitdiagnose spezifisch vorgenommenen – Kennzeichnungen gesellschaftlicher Strukturen allzu häufig ohne die permanent notwendige pädagogische Reproduktion des Sozialen über den Generationenwandel hinweg auszukommen scheinen. Gesellschaften sind dann, wie dies Norbert Elias bereits früh beobachtet hatte, nichts anderes als „eine Gesellschaft von Erwachsenen“, „von ‚fertigen‘ Individuen, die niemals Kinder waren und niemals sterben“ (Elias 1987, S. 46). ‚Erziehung‘ stellt dann insofern auch nichts anderes als ein ‚Nebengleis‘, eine vom ‚Eigentlichen‘ getrennte Zusatzarbeit (einer fast ‚außergesellschaftlichen‘ Reproduktion) dar. Dies gilt auch für zentrale Begriffe, Konzepte und Praktiken, die häufig genug in ihrer pädagogischen (Vor-)Geschichte nicht hinreichend analysiert und dann in Teilen missverstanden werden – so wie wir das für die Geschichte der Prüfungspraktiken jüngst begonnen haben zu zeigen (vgl. Ricken und Reh 2017 sowie die daran anschließenden Beiträge zum Themenschwerpunkt ‚Praktiken der Prüfung‘). Anders

3 Die Konzeption des vorliegenden Bandes geht auf eine Arbeitsgruppe zurück, die von den beiden HerausgeberInnen anlässlich des Jahreskongresses der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft im März 2014 in Berlin durchgeführt wurde.

formuliert: Eine Theorie der Moderne ist – allemal am Ende der Moderne – nicht ohne ihren pädagogischen ‚Grundfaden‘ zu haben. Auf ‚Leistung‘ bezogen bedeutet das, in der (Moderne-)Analyse sowohl die pädagogischen Kontexte (und Ursprünge) des gesellschaftlichen ‚Leistungsdenkens‘ als auch die erheblichen Ambivalenzen dieses Konzepts zu berücksichtigen, wie sie im pädagogischen Feld – zwischen der Überprüfung des durch Lehren Gelernten einerseits und der Ermöglichung des Lernens durch Lehren und Zeigen andererseits – kaum übersehbar sind.

Dass innerhalb dieser Analysen der (Spät-)Moderne nun – *drittens* – ‚Leistung‘ gegenwärtig sowohl soziologisch als auch erziehungswissenschaftlich verstärkt in den Blick genommen wird (vgl. dazu auch den Beitrag von Ricken i. d. B.), zeigt nicht nur die enorme Wirkmächtigkeit des Konzepts; vielmehr machen die jüngst publizierten erziehungswissenschaftlichen Problematisierungen des Konzepts der ‚Leistung‘ (vgl. Schäfer 2015, Schäfer und Thompson 2015; Bünger et al. 2017) auch deutlich, dass Programmatik und Plausibilität der ‚Leistung‘ zunehmend auseinander driften. Doch die hier versammelten Beiträge reihen sich gerade nicht umstandslos ein in eine pädagogisch bzw. erziehungswissenschaftlich verbreitete Kritik der ‚Leistung‘ als einer zu wenig pädagogisch gedachten Orientierung, wie dies bisweilen in früheren Diskussionen vertreten wurde (vgl. dazu den Beitrag von Mayer i. d. B.). Vielmehr sind sie davon getragen, die gegenwärtig geradezu inflationäre individualtheoretische Perspektive – wie sie sich insbesondere am Konzept der ‚Leistung‘ exemplarisch aufweisen ließe, ist doch eine ‚Leistung‘ immer Produkt eines ‚Autors‘, dem die ‚Leistung‘ zugerechnet werden kann – zurückzuweisen und auf dessen sozialtheoretische Einbettung hinzuweisen. Die Problematisierung der ‚Leistung‘ greift daher auch einen liegen gebliebenen Faden der Aufklärung wieder auf – verkürzt formuliert: das Problem der ‚Solidarität‘ (vgl. Röttgers 2011 sowie Fn. 1) – und verfolgt damit die Frage, wie denn der sozialen Konstituiertheit, Bedingtheit und Angewiesenheit der (lernenden) Individuen auch paradigmatisch angemessener Rechnung getragen werden kann. Damit wird aber die unausweichliche Frage berührt, was denn spätmodern als paradigmatische Litorientierung der ‚Erziehung‘ innerhalb des pädagogischen bzw. erziehungswissenschaftlichen Feldes fungieren könnte, wenn denn – weitgehend individualtheoretisch justiert – ‚Bildung‘ und ‚Kompetenz‘ nicht mehr so einfach zu überzeugen vermögen.

Schließlich verfolgen wir – *viertens* – auch ein methodologisches Interesse, das mit den beiden Begriffen ‚Konzept‘ und ‚Paradigma‘ angedeutet ist. Mit dem Gebrauch dieser zwei Begriffe setzen wir zum einen diesseits einer traditionellen Ideengeschichte, wie sie gerade auch in der Pädagogik-Geschichte als Geschichte autorisierter „Höhenkamm-Zitate“ lange Zeit betrieben wurde (vgl. Reichhardt 1985, S. 64), und einer traditionellen Sozialgeschichte des Bildungswesens an (vgl. Wehler 1981, 2006, in der Bildungsgeschichte z. B. Lundgreen 1980, 1981), die sich

für Ideen meist nur als Epiphänomenen strukturell-gesellschaftlicher Zusammenhänge interessierte und unterstellte, dass jene kaum anderes als Repräsentationen gesellschaftlicher Zustände seien (vgl. zur Diskussion bereits Koselleck 2006b). Wir beziehen uns damit aber zum anderen mindestens implizit auf Ansätze einer Begriffsgeschichte oder Historischen Semantik, wie sie in Deutschland bekanntermaßen vor allem von Reinhart Koselleck betrieben wurde (exemplarisch Koselleck 2006a). Ohne uns hier im Einzelnen mit der Kritik an diesem Ansatz oder mit dem Verhältnis der Historischen Semantik zu anderen Theorieentwicklungen und Überwindungen alter Ideengeschichte befassen zu können, etwa mit Kosellecks Verhältnis zur New Intellectual History im angloamerikanischen Raum (vgl. Mulrow und Mahler 2010) oder zur Diskursanalyse Foucaults (vgl. Müller und Schmieder 2016), schließen wir an die Historische Semantik Kosellecks an und gehen davon aus, dass Begriffe – um es in den Worten Kosellecks selbst zu sagen – sowohl Indikatoren wie Faktoren sprachlicher und außersprachlicher historischer Zusammenhänge zugleich sind, also sowohl als eine Art Ausdruck gesellschaftlicher Zustände wie auch als Motor neuer Entwicklungen fungieren.⁴ Wir gehen allerdings nicht von feststehenden bzw. sich teleologisch entwickelnden Ideen aus, sondern von bestimmten Wissensinhalten in Denkfiguren und – so könnte man auch sagen – von damit verbundenen Bedeutungen, Verknüpfungen und Wertungen, also von Deutungsmustern. Konzepte bestehen derart aus unterschiedlichen Elementen und Logiken, die jeweils auch verschiedene Geschichten haben (können) und zugleich in unterschiedlichen Weisen mit Praktiken und Institutionen verbunden sind. Alle einzelnen Bestandteile – Worte und Logiken, damit verbundene Bedeutungen und Wertungen, Praktiken, in denen sie eine Rolle und konventionalisierte Gestalt gewinnen, die sich im je stattfindenden Gebrauch aber auch immer wieder ändern kann, und andere Institutionen – sind im historischen Prozess miteinander kombinier- und gegeneinander verschiebbar. Begrifflicher Wandel meint dann nicht eine bloße, gar lineare Abfolge von Begriffen, die sich umstandslos beerben, sondern einen strukturellen Umbau ganzer Semantiken und Wissenskonfigurationen, wie dies Hans Blumenberg in seiner Konzeption der ‚Säkularisierung‘ mit dem Stichwort der ‚Umbesetzung vakant gewordener Positionen von Antworten‘ samt deren ‚zugehörigen Fragen‘ (Blumenberg 1999, S. 75) skizziert hat.

In diesem Sinne wollen wir eine (Vor-)Geschichte des Konzeptes ‚Leistung‘ untersuchen und Hinweisen auf historische Bezüge und Transformationen nachgehen (vgl. auch Hänzi et al. 2014 in ähnlicher Perspektive). Entsprechend hat ein

4 Was er damit meint, führt Koselleck etwa bei seinen Untersuchungen zum Bildungsbegriff vor, in denen er zeigt, dass der Bildungsbegriff in zweierlei Weise zu betrachten ist, eben sowohl als „historischer Faktor“ wie als „Epiphänomen“ (Koselleck 2006c, S. 108).

Konzept ‚Leistung‘ – und so sind auch die hier veröffentlichten Texte ausgewählt – ganz unterschiedliche und verstreute ‚Vorläufer‘, z. B. im Konzept des agonalen Wettkampfes im Pferderennen (Jaser i. d. B.) und des „Verleißigungs“-Programmes der Frühen Neuzeit (Münch i. d. B.), die Bedeutung im sich dann herausbildenden oder für das sich herausbildende Konzept gewinnen. Für ein solches Vorgehen – von dem aus durchaus auch Bezüge zu Foucaults genealogischem Ansatz herstellbar sind (vgl. bloß exemplarisch Foucault 1999, S. 15–20) – scheint uns der Begriff des Konzeptes mehr Offenheit zu bieten, wie ja auch in der internationalen bzw. der englischsprachigen Rezeption der Begriffsgeschichte Kosellecks von ‚concepts‘ gesprochen wird (vgl. Müller und Schmieder 2016, S. 395/396 wie auch Koselleck 2011).

Zugleich greifen wir einen zweiten Gedanken Kosellecks auf, nämlich den, dass Begriffe – z. B. in der Form der „Grundbegriffe“ – paradigmatischen Charakter bekommen (können). In Kosellecks geschichtstheoretischer Konzeption der Moderne lässt sich für die Grundbegriffe dann eine besondere Phase des Wandels, der Transformation oder auch der Herausbildung erkennen, nämlich die ‚Sattelzeit‘. Den direkten Anschluss an dieses geschichtstheoretische Modell mit all seinen Implikationen wollen wir vermeiden, aber doch – begründet – eine besondere Bedeutung bestimmter Konzepte, einen paradigmatischen Charakter etwa des Konzeptes ‚Leistung‘ annehmen und untersuchen. Die hegemoniale Struktur eines Konzeptes – und in diesem Sinne sein Paradigmatisch-Werden – ist dann allerdings nicht nur in einzelnen Texten bzw. nicht allein anhand von Einträgen in Lexika zu untersuchen, sondern an einem verstärkten Aufkommen in verschiedenen Kontexten und Diskursen.

Dabei wird mit ‚Paradigma‘ – vom griechischen ‚παράδειγμα‘ abstammend, was so viel wie ‚Beispiel‘, ‚Vorbild‘ oder ‚Muster‘ bedeutet – nicht nur ein Konzept, eine Überzeugung bzw. eine Weltanschauung bezeichnet, sondern der strukturelle Kern, die Logik derselben markiert, um Differenzen zu anderen Betrachtungsweisen und Perspektiven systematisch zum Ausdruck zu bringen. Thomas Kuhn, der den Begriff des Paradigmas wissenschaftstheoretisch und -geschichtlich aufgegriffen und verbreitet hat (vgl. Kuhn 1969), bediente sich für die inhaltliche Pointierung des Begriffs des Paradigmas der Überlegungen Ludwik Flecks (vgl. ebd., S. 8), der mithilfe des Begriffs des ‚Denkstils‘ Formen, Muster und Strukturen des Denkens selbst – und nicht deren Gegenstände – bezeichnete, mit deren Hilfe Wahrnehmungen ausgerichtet und zu Erkenntnissen verarbeitet, Relevantes und Nichtrelevantes unterschieden, Zusammenhänge gebildet und Wissens- bzw. Erkennensordnungen organisiert werden (vgl. Fleck 1980, S. 187ff.). Paradigma – so könnte man formulieren – meint daher, Formen und Strukturlogiken im Denken, die dazu taugen, Zusammenhänge bzw. – wie Ludwig Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ formulierte – „Familienähnlichkeiten“ (Wittgenstein 1984, § 67, S. 278)

zu identifizieren und als „durchlaufende Fäden“, als etwas, „womit verglichen wird“ (ebd. § 50, S. 268), zu kennzeichnen; mit ihnen kommen insofern Organisationsprinzipien des Denkens in den Blick, die nicht nur aus Arten und Weisen, etwas zu betrachten, resultieren, sondern diese Arten und Weisen selbst organisieren und Konvergentes und Divergentes zu unterscheiden helfen.

Mit diesen beiden Momenten soll – und kann hier nur – markiert werden, dass ‚Leistung‘ als ein gesellschaftliches Konzept verstanden werden muss, dass sich einerseits einer spezifischen historischen Situation verdankt und auch nur in bestimmten gesellschaftlichen Logiken als plausibel verstehen lässt. Mit ihm wird andererseits eine Logik etabliert, in der – verkürzt formuliert – gesellschaftliche Positionen, Anteil an Reichtum und Macht gerade nicht nach Herkunft und Stand, sondern aufgrund von (vermeintlich) individueller Leistung und Erfolg erworben werden, also gerade nicht nach sozialen Relationierungen bemessen und je nach Position, Ansehen und Ehre gewährt werden. Mit ‚Leistung als Paradigma‘ wollen wir daher nicht nur betonen, dass ‚Leistung‘ zentral geworden ist, sondern auch herausarbeiten, dass mit ‚Leistung‘ sowohl ein Maßstab der Vergleichung als auch ein Maßstab des Maßstabs selbst, also ein Kriterium *par excellence* sich etabliert hat.

Die hier vorgelegten Studien stehen dabei – das sei nun *abschließend* vermerkt – in einer Reihe mit zwei weiteren bisher unternommenen historischen Erkundungen, die einerseits der Geschichte, Systematik und Empirie des Konzepts der ‚Aufmerksamkeit‘ (vgl. Reh et al. 2015) und andererseits der Genealogie der Praktiken der ‚Prüfung‘ galten, die sich um das Konzept von Leistung ranken (vgl. Ricken/Reh 2017 sowie die daran anschließenden Beiträge zum Thementeil ‚Praktiken der Prüfung‘). Mit diesen auch historiographischen Analysen versuchen wir mehr und anderes zu bieten, als eine ausschließlich empirisch-ethnographische Beschreibung von Phänomenen zu leisten vermag: Wir arbeiten an einer Darstellung der Herausbildung eines ‚pädagogischen Dispositivs‘, das auch als „Dispositiv der Bildung“ (Ricken 2006) bezeichnet werden könnte, und mit der historisch-empirisch aufgewiesen werden kann und soll, in welcher Weise zentrale Begriffe als Konzepte, mit bestimmten Praktiken und Subjektformen zusammen wirkend, das geschaffen haben, was sich als ‚Pädagogisierung‘ in den letzten gut 200 Jahren bezeichnen ließe (vgl. Tröhler et al. 2011 sowie Tröhler 2016).

Zu den Beiträgen dieses Bandes

Die in diesem Band versammelten Arbeiten stellen daher Beiträge zur Erforschung der Entstehung und Transformation des Paradigmas der Leistung dar. Wir haben sie in 3 Kapitel sortiert, denen wir eine breiter angelegte Einführung in Grundfragen der ‚Leistung‘ voran gestellt haben:

Im Anschluss an diese Einführung in die Konzeption des Bandes durch die HerausgeberInnen *Sabine Reh* und *Norbert Ricken* führt zunächst *Uwe Schimank* grundlegend in die Thematik von „Leistung und Meritokratie in der Moderne“ ein, indem er in soziologischer Perspektive den Verbindungen zwischen Leistungsprinzip, individueller Lebensführung, gesellschaftlichem Fortschritt und sozialer Ungleichheit genauer nachgeht; mit Blick auf die diskursiven Begründungslinien des Konzepts fragt er insbesondere danach, welche Begründungslasten das Leistungsprinzip in der Moderne tragen soll und ob es diese tatsächlich tragen kann. Schimanks Antwort fällt eher skeptisch aus – und das aus zwei Gründen: Zum einen erweist sich eine meritokratische Legitimation sozialer Ungleichheiten bei genauerem Hinsehen als brüchig und funktioniert nur als Selbstbetrug; zum anderen sind die Mittelschichten, die als Hauptträger des Leistungsprinzips gelten, derzeit erheblichen Irritationen ausgesetzt, so dass auch hier Leistung mehr verspricht als sie halten kann.

Ausgehend von der Ambivalenz des Konzepts der ‚Leistung‘, einerseits zentrales Prinzip moderner Gesellschaften zu sein und andererseits ebenso wenig fassbar wie heftig umstritten zu sein, unternimmt *Norbert Ricken* im Anschluss daran den Versuch, die Logik der ‚Leistung‘ zu rekonstruieren und als eine spezifische Logik der Subjektivierung zu erläutern. Nach einem kurzen Rückgriff auf die Begriffs- und Bedeutungsgeschichte der ‚Leistung‘ und zwei ‚Erkundungen‘ zu gesellschaftstheoretischen und (schul-)pädagogischen Kontexten wird die Logik der Leistung als ein ‚doing subject‘ interpretiert, das auch dann noch funktioniert, wenn ‚Leistung‘ offenkundig unangemessen erfasst und ungerecht bewertet wird.

Der *erste* Teil des Bandes widmet sich mit 4 Beiträgen zunächst den Entstehungskonstellationen der ‚Leistung‘ als einem theoretisch wie praktisch bedeutsamen Paradigma und sucht diese – auch über Kontrastierungen – einzugrenzen:

Paul Münch stellt in seinem Beitrag „Arbeit und Fleiß“⁵ dar, wie in den Lebensformen der frühen Neuzeit sich ein Wandel des Arbeitsbegriffs bzw. der damit verbundenen Vorstellungen und Praktiken vollzog, wie in einer „Verfleißigungs-

5 Der Beitrag von Paul Münch ist 1992 erstmalig erschienen und zuletzt abgedruckt in Münch 1998, S. 304–353 sowie S. 456–459 (Anmerkungen) und S. 503–506 (Literatur);

kampagne“ und schließlich im aufklärerischen Erziehungsprogramm ein Kampf gegen den Müßiggang geführt und Tätigkeit zur Voraussetzung eines glücklichen Lebens wurde. Diese Entwicklung kulminierte schließlich „in der Idealfigur des ‚industriösen‘ Untertanen und Bürgers“; Fleiß gehörte – so Paul Münch – seit dem 17. Jahrhundert zum innersten Kern einer bürgerlichen Mentalität. Damit, so ließe sich interpretieren, sind gleichzeitig Verhaltensnormen und auf der Seite des Individuums Dispositionen geschaffen, die für eine spätere Verallgemeinerung des Leistungsgedankens eine Art Voraussetzung darstellten.

Christian Jaser macht mit seiner Studie zur „Leistungskonkurrenz der Palio-Pferderennen in der italienischen Renaissance“ exemplarisch deutlich, wie sich mit der Einführung von Pferderennen im 15. und frühen 16. Jahrhundert in zahlreichen nord- und mittellitalienischen Städten erstmals in der nachantiken Geschichte Europas die Formierung einer agonalen Sportkultur beobachten lässt, in der sich im Kampf um ein wertvolles Stück Tuch – ital. ‚palio‘ – eine Leistungskonkurrenz animalischer Körper entfaltet, deren Performanz an das symbolische Kapital – oder zeitgenössischer: an die Ehre („onore“) – fürstlicher, adeliger und stadtbürgerlicher Patrone rückgebunden werden kann. Jaser liest dabei die italienischen Paliorennen der Renaissance entlang der Schlüsselbegriffe ‚virtù‘ (agonale Durchsetzungskraft) und ‚velocità‘ (Schnelligkeit) als ausgesprochenes Leistungsregime, das sämtliche rennrelevante Praktiken – von Zucht, Auswahl, Training und Fütterung der Rennpferde bis hin zu Renntaktiken und der nachgängigen Evaluation von Rennverläufen – bestimmte, und plädiert vor diesem Hintergrund dafür, die derzeit entgrenzt gebrauchten Phänomene ‚Leistung‘ und ‚Konkurrenz‘ zu historisieren und in zeitgenössischen Diskursen zu verorten.

Mit Blick auf das Ende des 18. Jahrhunderts beleuchten *Kathrin Berdelmann*, *Sabine Reh* und *Joachim Scholz* in ihrem Beitrag zu „Wettbewerb und Ehrtrieb“ die Entstehung eines universalisierten Verständnisses von Leistung in der Schulgeschichte bereits um 1800 und belegen damit, dass der Schule ein aktiver Part bei der Entstehung des Leistungsdispositivs zufiel. Dabei zeichnen sie einen mehrstufigen Prozess nach und zeigen, wie der Leistungsgedanke zunächst über das Konzept der Ehre diskursiv angebahnt wurde und dann – vor dem Hintergrund, dass Ehre als Anreizgeber schon in jesuitischen Arrangements eine Rolle spielte – als Ehrtrieb von den Philanthropen in einem moralischen Problemhorizont neu diskutiert und in Praktiken wie der Meritentafel pädagogisch nutzbar gemacht wurde. Später ging man dazu über, ehrenhaftes Verhalten über wechselseitige Anerkennungsverhältnisse, v. a. auch unter Peers, zu denken. Schließlich wird

vgl. jüngst auch Münch 2016. Wir danken dem Autor dafür, dass er uns den Beitrag für diesen Band zur Verfügung gestellt hat, und dem Verlag für die Wiederabdruckrechte.

gezeigt, wie Debatten um die Ausgestaltung des Schulsystems im 19. Jahrhundert solche Gedanken aufnahmen und Organisationsformen sich durchsetzten, die eine subjektive Disposition zur generellen Leistungsbereitschaft am ehesten beförderten. Der Beitrag von *Nina Verheyen* greift die Frage nach den Entstehungskonstellationen schließlich begriffsgeschichtlich auf und untersucht unter dem Titel „Liebe, Gehorsam und Großes leisten“ die Entwicklung und Verschiebung von Leistungssemantiken im 19. Jahrhundert. Anhand von Wörterbüchern und Konversationslexika aus dem 19. Jahrhundert gelingt es ihr zu zeigen, wie sich das Interesse an Leistung – entgegen üblichen Annahmen zur ‚Leistungsgesellschaft‘ – erst im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärkte und auf welche Weise sich dabei das Verständnis von dem, was als Leistung galt, transformierte. Mit dem Bedeutungsgewinn geht eine semantische Verschiebung einher: Im Verlaufe des Untersuchungszeitraumes bildete sich die Vorstellung von ‚der‘ Leistung als einer auf das Individuum bezogenen und vermeintlich vordergründig a-sozialen Größe bzw. als ein Etikett heraus, das in der Hauptsache auf die Qualität der Handlungen und Handlungspotentiale eines Einzelnen verwies statt auf die Qualität einer Sozialbeziehung.

Der *zweite* Teil des Bandes greift dann erste Transformationen des Leistungsdenkens um und nach 1900 auf und trägt Aspekte zusammen, die für eine Geschichte des Leistungsparadigmas konstitutiv geworden sind:

Dabei geht zunächst *Till Kössler* in seinem Beitrag zu „Leistung, Begabung und Nation nach 1900“ der widersprüchlichen Beziehung des Begriffs der Leistung zum Konzept der Begabung in den Bildungsdebatten des 20. Jahrhunderts nach und rekonstruiert unterschiedliche Verschiebungen des Verhältnisses beider: Einerseits wurde Begabung seit dem Ersten Weltkrieg zunehmend mit volkswirtschaftlich produktiven Leistungen identifiziert und Begabungstests als Mittel gesellschaftlicher Leistungsmobilisierung propagiert; damit gerieten Unterscheidungen von höherer und niederer Begabung ins Wanken. Andererseits blieb jedoch die Trennung von höherwertig-geistigen und minderwertig-praktischen Leistungsarten für eine Mehrzahl der Pädagogen grundlegend. Schließlich veränderten sich in der Bildungsreformära seit den 1960er Jahren die politischen Frontstellungen, indem die Kritik einer ökonomischen Leistungsorientierung von einem Topos konservativer zu einem Kennzeichen progressiver Bildungskritik avancierte.

Mit Blick auf „Die schlaife Jugend im Kaiserreich“ widmet sich *Jörn Eiben* in seinem Beitrag dann in körperhistorischer Perspektive dem Verhältnis zwischen bewegtem Schülerkörper und Leistungsfähigkeit im Deutschen Kaiserreich. Auf der Basis eines breiten Korpus publizierter Quellen aus zeitgenössischen Fachzeitschriften sowie Monographien aus den Bereichen Turnen, Spiel, Sport und Pädagogik geht er dabei der These nach, dass sich mit der Wiederkehr des Topos der so genann-

ten ‚Überbürdung‘ des Schülerkörpers Anfang der 1880er Jahre eine wesentliche Verschiebung in der Diskursivierung des bewegten Schülerkörpers vollzogen hat, in der sich dreierlei neue Diskursstränge – Regeneration, Leistungssteigerung und -messung – zu einer neuartigen Subjektivierung von Leistung verwoben haben, die dem als überholt geltenden Turnen gegenübergestellt wurde.

Unter dem Titel „Die harmonische Gesellschaft“ zeichnet *Andreas Kaminski* in seinem Beitrag die Entwicklung des Prüfungsdispositivs um 1900 nach und zeigt nicht nur auf, wie die Messbarmachung von Leistung durch Prüfungstechniken das Selbstverhältnis von Individuen veränderte; vielmehr gelingt es ihm zu plausibilisieren, wie und wieso Leistungsfähigkeit – und zwar in zahlreichen gesellschaftlichen Systemen – messbar gemacht wurde. Dazu werden drei Parallelaktionen – die Entdeckung des Individuums im Rahmen der differentiellen Psychologie, die gesellschaftliche Differenzierung mit der Entstehung von Sonderwelten (Bürokratien, Maschinenhallen, U-Boote, Flugzeuge usw.) sowie die Messung der Passung von Individuen und Sonderwelten im Rahmen von Prüfungen – in ihrer Verbindung betrachtet. Das Prüfungsdispositiv um 1900 erweist sich dabei als evolutionär strukturiert (Mutation/Individuen, Selektion, Passung). Leitidee dieser Konstellation ist die umfassend harmonische Gesellschaft, nicht die Arbeit an sich selbst, wie sie dann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Kontext des Kompetenzbegriffs aufkommt.

Diesen Faden greift *Andreas Gelhard* in seinem Beitrag zur „Erziehung zur Leistungsbereitschaft“ auf und fragt nach den normativen Voraussetzungen psychologischer Kompetenzkonzepte. In kritischer Auseinandersetzung mit einer Genealogie der derzeit wirksamen Kompetenzkonzepte, für die es naheliegt, eine Geschichte der Prüfungstechniken zu schreiben, gelingt es ihm zu zeigen, dass dieser Ansatz zu kurz greift. Vielmehr lässt sich die Tatsache, dass sich die diversen Formate der Kompetenzprüfung erfolgreich gegen die dominierende Praxis des Intelligenztests durchsetzen konnten, unter anderem darauf zurückführen, dass der praktische Anspruch des Kompetenzkonzepts weit über die Entwicklung ‚besserer‘ Testformate hinausreicht. Es ging von Anfang an auch um die Entwicklung eines Erziehungsprogramms, das konsequent auf das Ziel der Leistungsmotivation ausgerichtet war. Eine Kritik der Kompetenz wird daher auch den motivationspsychologischen Unterstrom ins Auge fassen müssen, der das Konzept durchgehend trägt.

In ganz ähnlicher Perspektive untersucht *Lukas Held* schließlich in seinem Beitrag zu „Achievement and the meaning of effort“, wie das Konzept der Motivation seit den 1950er Jahren die Theorie des menschlichen Willens sukzessive ersetzt und das Verständnis des ‚Willens‘ von einem körpergebundenen Aspekt des Charakters zu einer an Zielen orientierten geistigen Haltung, eben der Motivation, verschoben hat. Dieser Transformationsprozess führte nicht nur dazu, dass Anstrengung zu-

nehmend von Erschöpfung und Ausschöpfbarkeit getrennt wurde, sondern auch zu einem neuen Verständnis von Leistung, in der nun Leistung als Anstrengung verstanden und an Anstrengungsbereitschaft – unabhängig von körperlicher Erschöpfung – gemessen wurde. Während die Konzeption des menschlichen Willens gebunden war an ein metaphysisches Verständnis von Charakter und mit diesem zunehmend bedeutungslos wurde, kann die Entstehung und Konjunktur des Konzepts der Motivation auch auf die Entdeckung von ‚Erwartungen‘ als einem Schlüssel und aktivierendem Faktor für menschliches Verhalten zurückgeführt werden, wie sie im von Henry A. Murray und Christiana D. Morgan entwickelten ‚thematischen Auffassungstest‘ (TAT) konzeptualisiert worden ist, der seit 1935 als Persönlichkeitstest und zur Messung von Motiven eingesetzt wurde.

Der *dritte* Teil nimmt schließlich mit Blick auf das späte 20. Jahrhundert gegenwärtige Konstellationen im erziehungswissenschaftlichen bzw. schulpädagogischen Diskurs in den Blick und zeichnet auch in diesen Transformationen des Leistungsparadigmas ein überaus ambivalentes Bild:

Zunächst untersucht *Ralf Mayer* in seinem Beitrag zu „Leistungsorientierung und Leistungsideologie“ die pädagogische Rezeption der Leistungskategorie(n) zwischen 1950 und 1980 und zeichnet in den Kontroversen insbesondere der 1960/70er Jahre die unterschiedlichen Möglichkeiten nach, das Verhältnis von Schule und Gesellschaft bzw. Leistung, Individualität und Bildung zueinander zu justieren. Dabei erinnert er an unterschiedliche pädagogische wie auch gesellschafts- und ideologiekritisch ausgerichtete Analysen und deren jeweilige systematisch-konzeptionellen Unterscheidungen und verdeutlicht dadurch, dass gerade die Umstrittenheit der normativen wie normalisierenden Aspekte des Leistungsbegriffs es möglich macht, affirmative sowie problematisierende bis hin zu radikal kritischen Thematisierungsweisen zu entwickeln.

Im Anschluss daran unternimmt *Georg Breidenstein* in seinem Beitrag eine kritische Sichtung und Problematisierung des „Theorem[s] der ‚Selektionsfunktion der Schule“ im Kontext der Leistungsbewertung, indem nach dessen Genealogie, nach den Formen seiner Etablierung und nach seinen Effekten im schulpädagogischen Diskurs gefragt wird. Im Zuge der Untersuchung werden dabei verschiedene Etappen und Dimensionen beschrieben: Von der Entdeckung der ‚gesellschaftlichen Funktion‘ von Schule in den 1970er Jahren über die Etablierung der ‚Selektionsfunktion‘ im schulpädagogischen Diskurs um Leistungsbewertung und Lehrerhandeln bis hin zur Reifizierung des Theorems in empirischen Studien sowie in der Ungleichheitstheoretischen Kritik schulischer Leistungsbewertung. Dadurch gelingt es ihm nachzuweisen, dass die Praxis schulischer Leistungsbewertung unter der Annahme einer Omnirelevanz der ‚Selektionsfunktion‘ nur unzureichend begriffen ist.

Auch *Kerstin Rabenstein* und *Svenja Strauß* fokussieren Fragen der „Leistungsbewertung als pädagogische[r] Praktik“ und fragen in ihrem Beitrag nach der Konstruktion von Leistung im individualisierten Unterricht. Am Beispiel eines Portfolios, Beobachtungsprotokolls und eines Transkripts, die sich auf dieselbe Situation beziehen, wird die Entstehung eines positiven Narrativs über die Aktivitäten eines Schülers rekonstruiert. Gezeigt werden kann dadurch, wie das Lernentwicklungsgespräch zu einer öffentlichen Situation des Einübens wird, sich selbst zu den eigenen Ergebnissen in ein Verhältnis zu setzen und dabei schulische Normen der Bewertung anzulegen. Vor dem Hintergrund der Frage, wie schulischer Unterricht das Problem löst, einerseits Erfolge zu bestimmen und andererseits diese nicht garantieren zu können, kommt so das Lernentwicklungsgespräch als Praktik in den Blick, in dem der Schüler zum Nachweis pädagogischer Wirksamkeit aufgefordert wird.

Der Beitrag von *Sabrina Schröder*, *Christiane Thompson* und *Daniel Wrana* erweitert die pädagogisch-erziehungswissenschaftliche Perspektive und lenkt unter dem Stichwort der „Leistung vor der Leistung“ den Blick auf (Selbst-)Führungsinstrumente im Kontext der Hochschulbildung. Die AutorInnen zeigen, wie Hochschulen und StudiumsanwärterInnen durch so genannte Online-Self-Assessments (OSA) zur Studienwahl in ein wechselseitiges Leistungsverhältnis gesetzt werden. Dieses ist bereits vor dem Studium wirksam und als ‚Pädagogisierung‘ beschreibbar. OSAs werden als ‚gouvernementale Praktiken‘ beschrieben, die als Eignungs- und Selektionsinstrument zugleich Optimierungen des Passungsverhältnisses von Studierenden und Fach sowie die Profilierung von Fächern ermöglichen. Anhand der Aspekte des Risikomanagements, des Selbstverhältnisses und der Profilbildung wird verdeutlicht, wie durch OSAs Rationalitäten und Führungsverhältnisse gestiftet werden, die schließlich zu einer gegenseitigen pädagogisierten Bindung und Verpflichtung zwischen Studierenden und Hochschule führen sollen.

Der letzte Beitrag von *Svenja Vieluf* weitet erneut den Blick und fragt nach der „kulturellen Gebundenheit von Schulleistungen“. Entlang der Frage, ob und inwieweit Schulleistungen universell oder kulturgebunden konzeptualisiert werden sollten, werden theoretische und empirische Befunde aus zwei theoretischen Perspektiven – einer ökokulturellen und einer sozialkonstruktivistischen – dargestellt und diskutiert. *Svenja Vieluf* kommt dabei zu dem Schluss, dass zum einen grundlegende kognitive und motivationale Strukturen, die schulisches Lernen erst ermöglichen, universell auffindbar sind, und dass auch die groben Ziele sowie Rahmenbedingungen institutionalisierter schulischer Bildung transnational durchaus ähnliche Grundzüge aufweisen. Andererseits sind Prozesse des Erwerbs spezifischer Kompetenzen und Wissensinhalte sowie die Bedingungen ihres Nach-

weises in Leistungsüberprüfungssituationen tief verwurzelt in dynamischen und interagierenden kulturellen Kontexten.

Dass dieser Band in der vorliegenden Form hat realisiert werden können, verdankt sich vielfältiger Unterstützung und Mitarbeit. Zunächst sei den Autoren und Autorinnen für ihre engagierte Be- und Überarbeitung von ausgewählten Aspekten einer ‚kurzen Geschichte der Leistung‘ sowie für ihre außerordentliche Geduld bei der langen Fertigstellung des Bandes gedankt. Unser besonderer Dank gilt dann *Ole Hilbrich* auf Bochumer und *Christine Heinicke* auf Berliner Seite für die redaktionelle Betreuung und Bearbeitung der Beiträge sowie die mühevollen Kleinarbeiten des Lektorats. Schließlich danken wir *Judith Fila* für die Unterstützung bei den z. T. sehr aufwendigen Formatierungsarbeiten, *Katharina Vontz* vom Springer-Verlag für die Erstellung des Drucksatzes sowie *Stefanie Laux* vom Springer-Verlag für die Geduld und bewährte Unterstützung bei der Planung und Drucklegung des Buches.

Literatur

- Blumenberg, H. (1999). *Die Legitimität der Neuzeit*. Erneuerte Ausgabe (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bosbach, F., Robbins, K. & Urbach, K. (Hrsg.) (2003). *Geburt oder Leistung? Elitenbildung im deutsch-britischen Vergleich / Birth or Talent? The Formation of Elites in a British-German Comparison*. München: Saur.
- Brunner, O., Conze, W. & Koselleck, R. (Hrsg.) (1972–1997). *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bünger, C., Mayer, R., Schröder, S. & Hoffarth, B. (Hrsg.) (2017). *Leistung – Anspruch und Scheitern*. Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Elias, N. (1987). Die Gesellschaft der Individuen [1939] (S. 15-98). In: Ders., *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Empter, S. & Vehrkamp, R. B. (Hrsg.) (2013): *Soziale Gerechtigkeit – eine Bestandsaufnahme*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Fleck, L. (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1999). *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975–76*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hänzi, D., Matthies, H. & Simon, D. (Hrsg.) (2014). *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*. Leviathan: Sonderband 29/2014. Baden-Baden: Nomos.
- Heidelmeyer, W. (Hrsg.) (1970). *Die Menschenrechte. Erklärungen, Verfassungsartikel, Internationale Abkommen*. Paderborn: UTB.

- Honneth, A. (1992). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2003). Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser (S. 129-224). In: N. Fraser & Ders., *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koselleck, R. (2006a). *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koselleck, R. (2006b). Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte (S. 9-31). In: R. Koselleck, *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koselleck, R. (2006c) [1990]. Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung (S. 105-154). In: R. Koselleck, *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Koselleck, R. (2011). *The practice of conceptual history. Timing history, spacing concepts*. Stanford, Calif.: Stanford University Press.
- Kuhn, T. S. (1969). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (2. revidierte und um ein Postskriptum ergänzte Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Labaree, D. F., Popkewitz, T. S. & Tröhler, D. (Hrsg.) (2011). *Schooling and the Making of Citizens in the Long Nineteenth Century. Comparative Visions*. New York, London: Routledge.
- Lundgreen, P. (1980). *Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. Teil I: 1770-1918*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lundgreen, P. (1981). *Sozialgeschichte der deutschen Schule im Überblick. Teil II: 1918-1980*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Martus, S. (2015). *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild*. Berlin: Rowohlt.
- Müller, E. & Schmieder, F. (2016). *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Münch, P. (1998). *Lebensformen in der frühen Neuzeit. 1500 bis 1800*. Berlin: Ullstein.
- Münch, P. (2016). „Schaffe, schaffe, Häusle bauer!“ Sind Schwaben besonders fleißig? (S. 193-226). In: S. Hirbodan & T. Wegner (Hrsg.), *Was ist schwäbisch? Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte 2*. Ostfildern: Thorbecke.
- Mulsow, M. & Mahler, A. (2010). *Die Cambridge School der politischen Ideengeschichte*. Berlin: Suhrkamp.
- Reh, S., Berdelmann, K. & Dinkelaker, J. (Hrsg.) (2015). *Aufmerksamkeit. Geschichte – Theorie – Empirie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Reichardt, R. (1985). Einleitung (S. 39-148). In: R. Reichardt & E. Schmitt (Hrsg.), *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680-1820*. München: Oldenbourg.
- Ricken, N. (2006). *Die Ordnung der Bildung. Beiträge zu einer Genealogie der Bildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ricken, N. & Reh, S. (2017). Prüfungen – Systematische Aspekte der Geschichte einer pädagogischen Praxis. *Zeitschrift für Pädagogik* 63, S. 247-258
- Röttgers, K. (2011). Fraternité und Solidarität in politischer Theorie und Praxis – Begriffsgeschichtliche Beobachtungen (S. 19-53). In: H. Busche (Hrsg.), *Solidarität. Ein Prinzip des Rechts und der Ethik*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schäfer, A. (2015). *Schulische Leistungsdiskurse. Zwischen Gerechtigkeitsversprechen und pharmazeutischem Hirndoping*. Paderborn: Schöningh.
- Schäfer, A. & Thompson, C. (Hrsg.) (2015). *Leistung*. Paderborn: Schöningh.

- Schlie, F. (1988). Die Vielfalt der Leistungsbegriffe (S. 50–67). In: K.-O. Hondrich, J. Schumacher, K. Arzberger, F. Schlie & C. Stegbauer. *Krise der Leistungsgesellschaft? Empirische Analysen zum Engagement in Arbeit, Familie und Politik* (S. 50-67). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Tröhler, D., Popkewitz, T. S. & Labaree, D. F. (Hrsg.) (2011). *Schooling and the Making of Citizens in the Long Nineteenth Century. Comparative Visions*. New York/London: Routledge.
- Tröhler, D. (2016). Educationalization of social problems and the educationalization of the modern world (S. 1-6). In: M. A. Peters (Hrsg.), *Encyclopedia of Educational Philosophy and Theory*. Singapore: Springer.
- Verheyen, N. (2012). Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900. In: *Merkur* 66, S. 382–390.
- Verheyen, N. (2014). Bürgerliches Leistungsethos? Geschichtswissenschaftliche Korrekturen einer irreführenden Formel (S. 45–61). In: D. Hänzi, H. Matthies & D. Simon (Hrsg.), *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*. Baden-Baden: Nomos.
- Viertbauer, K. & Hanke, T. (2017). Vorwort. In: K. Viertbauer & T. Hanke (Hrsg.), *Subjektivität denken. Anerkennungstheorie und Bewusstseinsanalyse* (S. 7-8). Hamburg: Meiner.
- Weber, M. (1972). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie* (5. rev. Auflage, Erstauflage 1921/1922). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wehler, H.-U. (Hrsg.) (1981). *Moderne deutsche Sozialgeschichte* (5. Aufl.). Königstein/Ts.: Athenäum.
- Wehler, H.-U. (2006). *Eine lebhaftige Kampfsituation. Ein Gespräch mit Cornelius Torp und Manfred Hettling*. München: Beck.
- Wittgenstein, L. (1984). *Werkausgabe. Band 1: Tractatus logico-philosophicus | Tagebücher 1914–1916 | Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Young, M. (1958). *The Rise of the Meritocracy 1870–2033. An Essay on Education and Equality*. London: Thames and Hudson.



Leistung und Meritokratie in der Moderne

Uwe Schimank

Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag wird den Verbindungen zwischen Leistungsprinzip, individueller Lebensführung, gesellschaftlichem Fortschritt und sozialer Ungleichheit genauer nachgegangen. Dabei stehen die diskursiven Begründungslinien im Vordergrund: Welche Begründungslasten soll das Leistungsprinzip in der Moderne tragen, und kann es sie tatsächlich tragen? Eine meritokratische Legitimation sozialer Ungleichheiten erweist sich bei genauerem Hinsehen als brüchig und funktioniert nur als Selbstbetrug. Dies erweist insbesondere der Blick auf die Mittelschichten, die als Hauptträger des Leistungsprinzips diesbezüglich derzeit erheblichen Irritationen ausgesetzt sind.

Leistung ist einer der leuchtendsten Sterne am Wertehimmel der Moderne. Dieser Stern changiert zwischen einer evaluativen und einer normativen Tönung. Leistung gilt zum einen als etwas Erstrebenswertes: Wir alle wollen ‚Leistungsträger‘ sein, im Beruf wie als Schülerin oder Student, als Breitensportlerin oder Amateurmusiker, als zivilgesellschaftlich Engagierter, Elternteil oder – nicht zu vergessen – Sexualpartner. Zum anderen wird uns Leistung aber auch abverlangt. Wir sollen Leistung erbringen, und wer das nicht oder nur unzulänglich tut, wird links liegen gelassen, zur Rechenschaft gezogen, ermahnt und gegebenenfalls bei weiterer Leistungsverweigerung auch abgestraft.

Der normative und evaluative Appell, der von Leistung als Wertorientierung ausgeht, richtet sich an die je einzelne Person. Leistungsstreben – so heißt es in evaluativer Hinsicht – mache das Leben erst lebenswert, stifte Lebensinn. Dies wird nicht erst mit Blick auf die Ergebnisse erfolgreichen Leistungsstrebens wie z. B.

eine Berufskarriere mit entsprechenden Einkommens- und Prestigesteigerungen, sondern auch bereits in Gestalt von ‚in-process benefits‘ des Leistungsstrebens versprochen: Sich anstrengen, immer besser werden wollen, mache schon als Tun ganz einfach Spaß und sei eine zutiefst befriedigende Aktivität.¹ Parallel dazu wird die Person in normativer Hinsicht gesellschaftlich in die Pflicht genommen. Jede leistungsbereite Person trage das Ihre zur gesellschaftlichen Wohlfahrt und zu deren weiterer Steigerung im Sinne von Fortschritt bei. Damit verbindet Leistung als Wertorientierung die Sorge für sich selbst mit der Sorge fürs Gemeinwohl. Die explizite Selbstbeschreibung heutiger westlicher Gesellschaften als ‚Leistungsgesellschaft‘ bzw. „achieving society“ (McClelland 1961), die nach dem Zweiten Weltkrieg aufkam, meint stets beide Bezüge. Je individuelles Leistungsstreben dient der Selbstentfaltung des Einzelnen und, als Kollateralnutzen, dem gesellschaftlichen Fortschritt. So die auf die evaluative Orientierung abstellende liberale Lesart dieses tragenden Elements der „Kultur der Moderne“ (Münch 1986). Dass sich die sinnstiftende Leitlinie je individueller Lebensführung aus dem Sich-einfügen des Einzelnen in die normativen Leistungsansprüche der Gesellschaft ergibt: Dies ist der dagegen gesetzte Akzent der konservativen Lesart von Leistung. Beide Lesarten fügen sich in Ralf Dahrendorfs (1979) Konzept der Lebenschancen zusammen. Die Lebenschancen einer Person resultieren aus der Verknüpfung von Optionen der Selbstentfaltung auf der einen, Ligaturen als sinnstiftenden Bindungen auf der anderen Seite. Keines von beiden darf fehlen.

Leistung ist aber in der Moderne nicht nur ein auf die angedeuteten Weisen für sich selbst sprechender Leitstern individueller Lebensführung. Sie ist damit zugleich eine Legitimationsformel für soziale Ungleichheiten. In dem Maße, in dem die besseren Lebenschancen einer Person im Vergleich zu einer anderen darauf zurückgeführt werden können, dass Erstere mehr als Letztere geleistet hat, ist diese Besserstellung gerechtfertigt und hinzunehmen. Die Moderne ist in diesem Sinne eine meritokratische Gesellschaft. Wer mehr leistet, darf und soll besser leben.

Diesen Verbindungen zwischen Leistungsprinzip, individueller Lebensführung, gesellschaftlichem Fortschritt und sozialer Ungleichheit wird im Folgenden genauer nachgegangen. Dabei stehen die diskursiven Begründungslinien im Vordergrund: Welche Begründungslasten soll das Leistungsprinzip in der Moderne tragen, und kann es sie tatsächlich tragen? Oder ist die ‚Leistungsgesellschaft‘ bloß eine jener Ideologien, die bei näherem Hinschauen ganz schnell in sich zusammenbrechen? Zur Beantwortung dieser Fragen wird in einem ersten Schritt näher spezifiziert, was Leistung als Orientierungs- und Bewertungsmaßstab von Lebenspraxis bedeutet – in Abgrenzung gegenüber Fleiß auf der einen, Erfolg auf der anderen Seite. Auf

1 Siehe dazu aus anthropologischer Perspektive Hans Lenk 2010, S. 510-514, 534.

dieser Grundlage wird in einem zweiten Schritt geprüft, ob das Leistungsprinzip dann, wenn sich die Lebenspraxis einer Person an der eigenen Schlechterstellung im Vergleich zu anderen stößt, eine meritokratische Legitimation solcher Ungleichheiten zu tragen vermag. In einem dritten Schritt wird der Blick sodann auf die Mittelschichten als Hauptträger des Leistungsprinzips gerichtet. Wie stehen sie heute zu diesem Prinzip? Betont werden muss der theoretisch-explorative Charakter der Überlegungen. Wenn sie als hilfreiche Anregungen für weitere theoretische Vermutungen und Operationalisierungen sowie für empirische Prüfungen dienen können, haben sie – was immer diese Prüfungen dann ergeben mögen – ihren Zweck erreicht.

1 Leistung zwischen Fleiß und Erfolg

Hier kann weder eine Begriffsgeschichte dessen, was wann unter Leistung verstanden wurde, noch ein systematischer Abgleich verschiedener Leistungsdefinitionen geliefert werden.² Ich knüpfe vielmehr direkt an Sighard Neckels griffige Begriffsbestimmung an, der zu Folge als Leistung zu verstehen ist, wenn „[...] ein beabsichtigter und individuell zurechenbarer Aufwand zu einem gesellschaftlich erwünschten Ergebnis führt“ (Neckel et al. 2008, S. 46). Es geht bei „[...]“ der sozialen Konstruktion individueller Leistung [...]“ (Verheyen 2014b, S. 66) also darum, dass jemand erstens etwas tut, was einen bestimmten Aufwand – Zeit, Anstrengung, Ressourcen etc. – für ihn bedeutet; und zweitens wird dieser Aufwand als solcher intentional betrieben, widerfährt dem Handelnden also nicht hinter seinem Rücken, sondern hat das bewusste Ziel, drittens etwas zu erreichen, was im betreffenden Kontext oder sogar gesellschaftsweit als wichtig, erforderlich oder erstrebenswert angesehen wird. Hier wird die Handlungspraxis einer Person gemäß einem Input-Output-Schema betrachtet, und Leistung bezieht sich auf die Relation von In- und Output.³ Dabei ist der Input Fleiß, der Output Erfolg.

Man kann dies zunächst ganz ahistorisch betrachten und in dichotomer Stilisierung vier mögliche Relationen unterscheiden: Jemand kann großen Fleiß an den Tag legen und damit erfolgreich sein, oder auch nicht; und jemand kann geringen oder gar keinen Fleiß zeigen, und dies kann zu Misserfolgen oder auch Erfolgen

2 Siehe dazu nur als kurze Überblicke Bolte 1976, S. 20–29, Faßauer 2008, S. 83–133 sowie Verheyen 2014b.

3 Das Folgende profitiert von den systematischen Überlegungen und begriffshistorischen Befunden von Nina Verheyen 2014a.

führen. Fleiß ist also weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für Erfolg; doch nur wenn Erfolg aus Fleiß resultiert, wird von Leistung gesprochen. Anders gesagt: Es gibt zum einen Fleiß, der keinen Erfolg einbringt; zum anderen kann man ohne Fleiß erfolgreich sein. Die vierte, nicht besonders überraschende logische Möglichkeit besteht darin, dass fehlender Fleiß erfolglos bleibt: Nichtstun, das nichts bringt.

Wer von Leistung spricht, legt somit dahingehend Optimismus an den Tag, dass sich Fleiß zwar nicht lohnen muss, aber kann. Die Welt, in der Personen agieren müssen, wird als ein „task environment“ – um es mit einer bekannten Begrifflichkeit aus der Organisationsforschung auszudrücken – angesehen, das bei entsprechender Anstrengung eine hinreichende Erfolgswahrscheinlichkeit – wenn auch keine Erfolgsgarantie – gibt. Hinter dieser Zuversicht steht die Fortschrittsidee der Moderne, der zu Folge die Zukunft gestaltungsoffen für Neues – und zwar besseres Neues – ist (Schimank 2014). Wird dieser Optimismus nicht bloß punktuell, sondern auf breiter Front und dauerhaft enttäuscht, ist das zutiefst frustrierend, weil sich gleichsam das Tauschgeschäft des „instrumentellen Aktivismus“ (Parsons und Platt 1973, S. 61f.) mit der Welt als Betrug herausstellt: Die Person bringt fleißig Einsatz, doch der Erfolg bleibt ihr versagt. Früher oder später führt das in ein fatalistisches Nichtstun.

Jemand kann aber auch – mit dem eigenen Tun oder durch Beobachtung anderer – die Erfahrung machen, dass Nichtstun erfolgreich sein kann. Erfolg ohne Fleiß – manchmal im Vergleich sogar: ohne Fleiß mehr Erfolg als mit. Der Lottomillionär hat sich viel weniger angestrengt als derjenige, der es durch jahrzehntelange harte Arbeit vom Tellerwäscher immer noch nicht zum Millionär gebracht hat. Aus der Sicht desjenigen, der dem Leistungsprinzip anhängt, gilt freilich Erfolg ohne Fleiß in zweierlei Hinsicht als verdächtig. *Erstens* stellt sich dies als riskant dar. Das Extrembeispiel des Lottospielens zeigt: Die Allermeisten, die auf diesem Weg zu Reichtum kommen wollen, werfen nur Geld zum Fenster hinaus. Wer sich nicht bloß auf sein Glück verlassen, sondern seinem Handeln eine begründete Erfolgs-Zuversicht unterlegen möchte, sollte es besser mit Fleiß versuchen. *Zweitens* haftet einem Erfolg ohne entsprechenden Fleiß auch leicht etwas Illegitimes an. Diesen Erfolg hat sich die Person nicht wirklich verdient, was insbesondere im Vergleich zu jenen ins Auge springt, die sich anstrengen und nicht erfolgreich sind. Es ist bezeichnend, dass Erfolg ohne Fleiß oft als Leistung dargestellt wird – vor anderen, aber auch vor sich selbst. Sogar der Lottospieler redet anderen, mehr noch sich selbst ein, dass er einem durch lange Beobachtung der Ziehungen herausgefundenen genialen ‚System‘ gefolgt sei.

Leistung stellt vor diesem Hintergrund eine sowohl zufriedenstellende als auch vergleichsweise sichere sowie legitime Balance von Fleiß auf der einen, Erfolg auf

der anderen Seite dar. Wenn die Wahrnehmung vorherrscht, dass hinreichend Fleiß mit hinreichender Wahrscheinlichkeit auch zum Erfolg führt, ist die Welt des Leistungsprinzips in Ordnung. Andernfalls führt das Prinzip auf Seiten derer, die es hochhalten, zu Irritationen. Erfolgreicher Fleiß endet in Hilflosigkeit, und Erfolg ohne Fleiß bleibt im doppelten Sinne dubios: unsicher und unverdient. Für die individuelle Lebensführung bietet das Leistungsprinzip, solange es angesichts der Faktizität der Geschehnisse plausibel erscheint, eine klare Richtschnur, beinahe nach Art eines Konditionalprogramms: Wer sich redlich bemüht, für den ist ein gutes Ende in greifbarer Nähe. Mehr kann in dieser Welt nicht versprochen werden. Angesichts allfälliger Kontingenzen und der unveränderlichen großen Asymmetrie zwischen der höchst beschränkten je eigenen Wirkmächtigkeit und den vereinten Wirkkräften der übrigen Welt verspricht das Leistungsprinzip dem Einzelnen viel: dass sein Tun für sein Schicksal einen nachhaltigen Unterschied machen kann. Anders gesagt: dass es sich lohnt, sich nicht einfach treiben zu lassen oder ausschließlich auf Gottes wohlwärtig lenkende Hand zu vertrauen. Bleibt dennoch im Einzelfall der Erfolg aus, hat man sich selbst jedenfalls nichts vorzuwerfen. Das Leistungsprinzip verlangt weder in normativer Hinsicht Allmacht, noch verheißt es sie in evaluativer Hinsicht.

In dieser existentiellen Relevanz stellt das Leistungsprinzip eine kulturell in der Moderne verankerte appellative Überhöhung der einen der zwei Seiten menschlicher „Weltoffenheit“ (Gehlen 1940) dar, die eine Minimal-Anthropologie herausstellt (Schimank 1992; 2011, S. 27–30).⁴ ‚Weltoffenheit‘ ist fundamental ambivalent. Sie bedeutet zum einen – als negative ‚Weltoffenheit‘ – Orientierungsbedürftigkeit. Menschliche Akteure müssen durch kognitive, normative und evaluative Deutungs- und Erwartungsstrukturen „Entlastung“ (Gehlen 1940) von der Komplexität der Welt erhalten. Zum anderen – und ermöglicht durch diese reduzierte Weltkomplexität – sind menschliche Akteure aber auch befähigt zur Zielverfolgung als positiver ‚Weltoffenheit‘. Sie können die Intentionalität ihres Handelns

4 Mit Anthropologie muss man äußerst vorsichtig sein. Anthropologische Denkfiguren, die bestimmte Tatbestände zu Wesensmerkmalen des Menschen erheben, liefern viel zu schnell Scheinerklärungen, indem dem Menschen alle möglichen und unmöglichen überhistorischen Eigenschaften angedichtet werden, die man gerade braucht, um eine plausibel klingende Erklärung bestimmter Verhaltensweisen fabrizieren zu können. Mit einer solchen Selbstbedienungs-Anthropologie fallen Erklärungen nicht schwer – ob man nun soziale Ordnung auf den angeblichen Herdentrieb des Menschen oder Vergewaltigungen auf vermeintlich biologisch eindeutig determinierte männliche Triebe zurückführt. Weil der Rekurs auf Anthropologie diese Gefahren birgt, sollte man sich auf ein Minimum an derartigen Eigenschaften zur Charakterisierung des Menschen beschränken – umso geringer ist die Beweislast gegen Zweifel.

in Gestalt selbst gesetzter Ziele ausflaggen, die sie dann zu realisieren versuchen. Das Leistungsprinzip bietet, so eingeordnet, eine nicht substantielle, sondern prozedurale Orientierung zielverfolgenden Handelns: Man soll sich immer stetig bemühen, die Dinge, mit denen man sich jeweils beschäftigt, immer noch wieder besser zu machen – dann hat man das Seine dafür getan, dass sich der Erfolg des eigenen Handelns einstellen kann.⁵ Wie wirkmächtig dieser kulturelle Appell in der Moderne ist, belegt nicht zuletzt die von Max Weber (1905) herausgearbeitete „protestantische Ethik“. Obwohl die religiöse Weltdeutung der betreffenden protestantischen Sekten von Prädestination ausgeht, also von einer Vorbestimmtheit des Seelenheils, die durch keinerlei Werke weltlicher Lebensführung außer Kraft gesetzt werden kann, verfallen die Sektenanhänger nicht einem, eigentlich mehr als naheliegenden, Fatalismus, sondern leben das Leistungsprinzip mit geradezu mustergültiger Verbissenheit aus – was sie sich so zurechtlegen, dass beruflicher Erfolg ja vielleicht ein, wenn auch ungewisses, Zeichen für Erwähltheit sein könnte.

2 Meritokratie als Selbstbetrug

Bis hierher habe ich die existentielle Dimension des Leistungsprinzips geklärt: wie es als evaluative und normative Wertorientierung das Ich in der Welt positioniert. Nun komme ich zur sozialen Dimension des Leistungsprinzips, also dazu, wie es den Einzelnen zu anderen Gesellschaftsmitgliedern ins Verhältnis setzt. Eines der Verhältnisse zwischen Gesellschaftsmitgliedern, das in allen Arten von Gesellschaften Aufmerksamkeit gefunden hat, ist soziale Ungleichheit: dass bestimmte Personen und Personengruppen mit Blick auf bestimmte Lebenschancen besser als andere Personen und Personengruppen gestellt sind. Im vorliegenden Zusammenhang geht es dabei vor allem um Besser- und Schlechterstellungen bei der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung.⁶ Entsprechend den, natürlich gesellschaftlich geprägten, persönlichen Lebenszielen können sich solche Ungleichheiten heutzutage etwa aus den Konsumgütern, die sich unterschiedliche Personen leisten können, aus der Lage und Größe ihrer Wohnungen, aus der ihnen jeweils gebotenen medizinischen Versorgung und aus dem von ihnen nutzbaren Freizeit- und Kulturangebot, weiterhin

5 So verortet auch Lenk (2010, S. 500–510, 533) das Leistungsprinzip anthropologisch.

6 Ungleichheiten sozialer Einflusspotentiale wie Macht oder ‚Beziehungen‘, die die Chancen der Bedürfnisbefriedigung prägen, können hier, mit einer gleich zur Sprache kommenden Ausnahme, ausgeklammert werden – siehe die Unterscheidung von „Belohnungen“ und „Ressourcen“ bei Bader und Benschop 1989, S. 119f..